Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 78. Bromberg, den 7. April 1937

Das Erbe von Björndal

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(4. Fortsetzung.) ——

Ihr Märchenschloß war nun einmal die Jungfernkammer, wie Jungfer Dorthea mit ihrem gefühlvollen Wesen sie einst eingerichtet hatte. Und die ihm vertraute Welt war das Zwielicht jenes Küchenhauses mit den harten Geräten des Waldbewohners und den tappenden, witternden Hunden.

Erst jetzt, in der allerletzten Nacht, kam ihr die intimste Wirklichkeit zum Bewußtsein. Sie hatte diese Dinge von sich geschoben, hatte nicht daran denken wollen — und doch machten solche Dinge das Leben aus. Ihre Gedanken waren jetzt im Dunkeln mit sich selbst allein, hatten nichts, wohin sie abschweifen konnten — waren ganz um das gesammelt, was bevorstand. Sie würde nicht in dem großen Bett liegen, wie früher, allein. Ihr Herz war vorher ganz von Freude voll gewesen. Jetzt war es nicht nur voll Freude. Adelheid Barre hatte in ihrem Leben meist nur an eines gedacht — an sich selbst. So war sie siebenundzwanzig Jahre alt geworden und fühlte sich jetzt plötzlich in einem Wirbel, der sie in etwas Neues hineinriß; in das sie wohl selber hineinwollte, nur nicht so jäh. Alles wirbelte so schnell dahin, daß sie in ihrer halben Erstarrung nicht zu folgen vermochte.

Sie dachte an Dag, dem sie morgen angetraut werden sollte, in wenigen Stunden schon, fürs ganze Leben. So unendlich viele Stunden sie bisher an ihn gedacht hatte — immer waren die Gedanken von einer warmen Freude gedämpft worden. Jetzt, dicht vor der Entscheidung, im Dunkel der letzten Nacht, gingen sie klar und suchend aus wie Späher zum Schutz ihres eigenen Ichs. Und sie kamen zurück und sagten, sie habe kaum zehn Sätze mit dem gewechselt, der von morgen ab als Herr über sie gebieten sollte — sie kenne ihn nicht — sie habe keine Ahnung von seinen Gedanken über Leben und Tod. Ebensowenig ahnte sie, wie und wo sie zusammen wohnen würden. Nichts wußte sie.

Lange lag sie wie von Schreck geschlagen; plötzlich aber fiel ihr ein, wie vieler Frauen Los dies zu allen Zeiten gewesen war. Im Alter von fünfzehn bis sechzehn Jahren wurden jedenfalls in der Stadt die meisten verheiratet, und kannten das Leben nicht, und am allerwenigsten ihren Mann. In ihrem Alter hatten manche schon eine Schar von sechs bis acht, ja zehn Kindern und steckten mitten im Ernst des Lebens, ehe sie noch Zeit gefunden hatten, mit ihm zu beginnen. Sie hatte immerhin so viel gesehen, gehört und gelesen, daß sie wußte, was ihr bevorstand; man lernte die Menschen ja nicht nur durch Worte kennen; in ihrem Alter konnte man viel mit seinen Augen sehen und mit seinen Ohren hören. Sie hatte Dag gründlich und oft beobachtet, und sie kannte seinen Vater gut. Ohne es zu wissen, wußte sie doch, was ihr bevorstand.

Ein einziges Mal, nach jener ersten Abendbegegnung, hatte sie Gott gebeten, Dags Frau werden zu dürfen in guten und bösen Tagen, in allem, und ihn gebeten, sie zu strafen, wenn sie versagte; und heute, wo die Erfüllung nahte, lag sie hier und ließ Zweifel in sich aufkeimen. Das Bett war endlich warm geworden, und Adelheid Barre streckte sich ihrer ganzen Länge nach aus und legte ihren Kopf auf dem Kissen zurecht; sie schloß die Augen und ließ ihre Gedanken von warmer Freude einlullen.

6.

Alles war überstanden. Major Barre war seine Tochter abholen gefahren mit dem großen Hengst an der Deichsel und dem Großknecht Syver hintenauf als Kutscher, und in der Kirche war ein festliches Gedränge gewesen. Der Pfarrer hatte ihnen allen mit ungewöhnlich gewichtigen Worten ernst und klar zu Herzen gesprochen und darauf mit grade so viel Nachdruck in der Stimme und so viel Sicherheit in seinem Amte die Trauung vollzogen, wie es sich Vater Dag gewünscht hatte, wenn vor einer so kritisch musternden Versammlung aus Stadt und Land sein einziger Sohn in der Kirche seiner Gemeinde getraut würde.

Ein endloser stattlicher Zug von Wagen war dann von der Kirche nach Björndal gegangen; alle waren wohlbehalten eingetroffen, hatten bei der Ankunft einen Imbiß bekommen, mit einem guten Schnaps nach altem Brauch, und man war in bester Stimmung zur Hochzeitstafel im großen Saal gegangen; man hatte gesungen und Reden gehalten und angestoßen nach städtischem Schick. Jeder hatte das Wohl ausgebracht, das ihm am Herzen lag, auf das Brautpaar und das Zwillingsreich, auf den König und den Wirt und Norwegens freie Bauern. Und es war die gleiche Fülle Speisen auf dem Tisch, wie seit Urzeiten bei allen Festlichkeiten auf Björndal, und überraschend fein war es hergegangen mit Wein und Schnaps und Bier und Silber für jedermann; alles hatte Zug und Ordnung gehabt, nett gekleidete Mädchen aus Hof und Siedlung trugen auf und trugen ab und sorgten für alles Nötige.

Justizrat Gabbe hatte das Lorgnon erhoben und mit hochgezogenen Brauen zu seiner Frau hinüber geblickt — und auch andere hatten vielsagende Blicke gewechselt.

Früher einmal war achtzig Jahre lang eine Frau auf Björndal aus und eingegangen. Bis in ihr hohes Alter hatte sie streng und feierlich bewahrt, was sie seit frühester Jugend über gute Sitten und Bräuche, namentlich was die Küche und das Anrichten betraf, sah und hörte. Sie hatte Ane Hammarbö geheißen und war mit den Björndals blutverwandt gewesen. Als Ane Hammarbö noch lebte, war Therese Holder aus einer der ersten Familien der Stadt als Frau nach Björndal gekommen. Sie hatte sich vorgesetzt, Anes Bräuche beizubehalten, und hatte einiges aus der Erfahrung ihres großen Stadthaushaltes hinzugetan. Und noch zu Thereses Lebzeiten hatte Jungfer Kruse dies alles übernommen.

Daher fanden die Gäste wenig Zeit, ihre ausländischen Moden anzubringen. Sie hatten genug damit zu tun, von allem zu kosten, was auf den Tisch kam aus Wald und Berg und Wasser, aus Stall und Ernte des Hofes.

Ja, jetzt war alles überstanden. In allen Zimmern summte es um die Punschgläser von Stimmen. In den Kabinetten spielten die Alten Karten, im Saal dröhnte die Musik, und die Jugend und alles, was nicht allzu alt war, tanzte.

Aber es gab auch Leute, die weder Karten spielten noch tanzten. Sie hatten sich meist einen Platz im Saal oder in den Kabinetten gesichert, wo sie das Treiben am besten überblicken konnten. Und hier steckten sie die Köpfe zusammen und zogen über alles her, was ihnen vor Augen kam und was an diesem Tag geschehen war. In einem der Kabinette saß Adelheids gestrenge Tante Eleonore. Sie trug ein Kleid von schwerem Seidendamast mit reichen Falten, im völligen Widerspruch zur herrschenden Mode. Ja, das Kleid und sie selbst stammten aus einer längst vergangenen Zeit. Das Kleid mochte einst weit ausgeschnitten gewesen sein, jetzt aber war es züchtig geschlossen und wies Spuren von mehr als einer Änderung auf, je nach der Mode und vor allem nach dem Alter der Besitzerin. Tante Eleonore war das Kind einer Zeit, da es in der Welt draußen leichtsinnig zuging. Aber sie war die Tochter eines Bischofs und — einer Bischöfin, die wegen ihrer unerbittlich strengen Anschauungen ein wahrer Schrecken für ihre Umgebung gewesen war, und so hatte sich ihr Leben ganz anders abgespielt, als es damals üblich war. Sie sollte einmal eine Liebe gehabt haben; doch da war ihr etwas über das Vorleben ihres Auserkorenen zu Ohren gekommen, und sie hatte sich daraufhin vom Leben zurückgezogen. Ob sie das wohl später bereut hatte? Der Welt verriet sie es nicht; heute aber folgten ihre Blicke Adelheid und Dag mit merkwürdiger Spannung. Adelheid hatte den Ausdruck ihrer Augen beobachtet, mit dem sie Dag ansah, und konnte ihn nicht wieder vergessen. Es war, als versetze sich Tante Eleonore an ihre Stelle und träume sich als Dags Braut. Adelheid hatte ihre Tante immer als einen Menschen ohne innere Beziehung zum lebendig strömenden Leben angesehen; heute wurde sie die innere Verwandtschaft mit ihr gewahr. Hinter dem strengsten Äußeren konnte das Leben am stärksten glühen. Tante Eleonore tat ihr leid, und sie spürte mit warmer Dankbarkeit, daß sich ihr eigenes Schicksal anders gestaltete. Ja, plötzlich schien ihr alles einen viel größeren Wert zu bekommen. Die innere Wärme, die sie bisher in Gedanken und Auftreten gemeint hatte, zügeln zu müssen, bekam jetzt die Übermacht. Der tiefe, funkelnde Blick, den Tante Eleonore auf Dag heftete, hatte ihr sozusagen die Erlaubnis gegeben, aus all ihrer steifen Zurückhaltung herauszutreten und das zu sein, was sie ja jetzt vor Gott und den Menschen war — verheiratet.

Einsam saß Tante Eleonore steif und aufrecht in einem hochlehnigen Sessel; ihr seidenes Kleid fiel in schweren, geschwungenen Falten nieder. Wo das Licht die Seide traf, leuchtete sie in blutrotem Glanz, im Schatten aber dunkelte sie bis ins Schwärzliche. Und ihre Augen zeigten ein ähnliches Farbenspiel. Tief schwarz unter den Wimpern, funkelten sie in lebendigstem Blau, wo das Licht sie streifte und Lichter schienen sich in ihnen zu entzünden, wenn sie etwas von Adelheid oder Dag entdeckte.

Sie war ja gekommen, um „diese Menschen" und die Verhältnisse, in denen Adelheid künftig leben würde, kennenzulernen. Ihre Blicke waren sehr ungnädig gewesen, als sie gestern ihren Fuß über die Schwelle auf Björndal setzte, und es hatte sie verstimmt, daß Adelheid ohne ihr Wissen auf dem Pfarrhof untergebracht war und sie nun nicht bei ihr sein konnte. Sie hatte Vater Dag äußerst scharf gemustert, hatte aber keinen anderen bestimmten Eindruck erhalten, als daß er würdig auftrat und auch in Kleidung und Haltung sehr von der Vorstellung abwich, die sie sich von ihm gemacht hatte. Und es war ihr ebenso wie vielen anderen gegangen, die nach Björndal kamen. Sie wurde unsicher. Am gespanntesten war sie auf den Bräutigam, aber er zeigte sich den ganzen ersten Abend nicht, und sie hatte stark das Empfinden, daß diese Menschen hier nach ihren eigenen Gesetzen lebten.

Ja, sie war auch als einzige nahe mütterliche Verwandte gekommen, um Adelheid ein Schutz zu sein; im Verlauf des Hochzeitstages aber war sie von solchen Gedanken abgekommen. Sie hatte Vater Dag und den Sohn genau betrachtet, als sie in ihrem festlichen Anzug zu Tisch gingen. Sie traute sich genügend Urteilsfähigkeit zu und fing jetzt bereits an, etwas wie Stolz auf die Zukunft ihrer Nichte zu empfinden. Dann hatten die Tafel, das festliche Treiben in Saal und Nebenzimmern, noch mehr aber die ruhige Sicherheit in der ganzen Veranstaltung sie bestochen. Und jetzt fühlte sie sich mitten in einem der großen Ereignisse ihres Lebens.

Sie war es so gewohnt, Familie als etwas der Vergangenheit Angehöriges zu betrachten, daß sie nicht vor Schluß des Hochzeitsessens auf das Urteil der anderen über Björndal geachtet hatte. Dann war es ihr zu Bewußtsein gekommen, daß diese Menschen ja künftig ihre eigene lebende Verwandtschaft waren. Von dem Augenblick an sah sie alles mit anderen Augen.

Sie hatte Adelheid mit tiefem Verständnis betrachtet, den jungen Dag mit glühenden Blicken; und Vater Dag sah sie mit wachsender Ehrfurcht an, seit sie seine ruhige Sicherheit bemerkt hatte. Sie hatte das verkniffene Lächeln um seinen Mund beobachtet, als die hochtrabende Rede auf den norwegischen Bauern gehalten wurde, und seine kalten Blicke, als die Standespersonen ihre Herablassung allzudeutlich spüren ließen. Sie machte sich alles zu eigen, was Macht und Wohlstand des Hauses leuchtend hervortreten ließ, als gehöre es ihr selbst; und ein warmes Gefühl von Stolz auf die stattliche Erscheinung des Alten und des Bräutigams und auf deren untadelige Kleidung schwoll in ihr empor. Erst der Anblick dieser beiden machte ihr den Sinn der straff anliegenden Mode der napoleonischen Zeit deutlich, da sie ihre kraftvollen Gestalten aus aller Erbärmlichkeit heraushob, die man sonst sah. Und — sie waren jetzt ihre Verwandten. Sie hatte seit ihrer neuen Entdeckung zwar noch allzu wenig von ihnen gehabt, aber später fände sich gewiß noch Gelegenheit. Was ihr gefiel, wollte sie eingehend betrachten, das Fräulein Ramer.

Jetzt saß sie in angemessen ehrenvoller Zurückgezogenheit und stattlicher Haltung in einem schönen Sessel und verfolgte mit wachen Augen alle Vorgänge im Saal und in den Nachbarkabinetten, und mit scharfen Sinnen fing sie Worte und Blicke auf. Ihre Bekannten aus der Stadt sollten sich fortan hüten, noch Geringschätzung oder Spott zu zeigen. Das könnte ihnen einmal teuer zu stehen kommen. Sie hatte allerlei Verbindungen und viel Einfluß, und ihre Zunge redete deutlich und unverblümt über Menschen, die ihr mißfielen.

Major Barre hatte zu Vater Dag geäußert, daß Fräulein Ramer die letzte sei, die er sich als Gast bei der Hochzeit wünsche. Ein gefährliches Frauenzimmer, wenn sie hinterher zu klatschen anfinge — aber man könne sie ja nicht übergehen. Der Alte hatte den Worten des Majors nicht viel Wert beigemessen, desto größeren aber der Tatsache, daß Fräulein Ramer Adelheids leibliche Tante und also künftig eine besonders nahe Verwandte war.

Am späteren Abend wechselte er im Vorbeigehen ein paar Worte mit Adelheid und merkte, daß sie für diese Tante viel übrig hatte. Und daher wanderte Vater Dag jetzt durch das festliche Gewimmel, bis er Fräulein Ramer entdeckte. Sie machte keinen sonderlich einladenden Eindruck, als er sie vom Nebenzimmer aus stolz wie eine Königin allein sitzen sah, und es kostete ihm sicherlich einige Überwindung, einen Menschen aufzusuchen, der ihm als so gefährlich geschildert worden war. Nein, Vater Dag war im Leben manchem begegnet und hatte vor keinem Angst gehabt — bisher. Sein Sohn hatte heute geheiratet. Lebendiges Leben würde wie in alten Zeiten dicht um ihn sein. Wenn der Sohn in den Wald ging, so blieb ihm Adelheid zur Unterhaltung und der Major als häufiger Gast. Es würde auf seine alten Tage gemütlicher werden. Und Kinder würden kommen. Ihm wurde ordentlich heiß vor Freude, wenn er es sich ausmalte. Nie im Leben war er so zuversichtlich gewesen wie heute. Er hatte sein Teil getrunken, wie alle anderen, und war guter Laune.

(Fortsetzung folgt.)

Schwarze Fahnen.

Erstes Erinnern.

Von Friedrich Albert Meyer.

Was ist es, an das ich mich zuerst aus fernen Weiten meiner Kindheit erinnere? Wer wüßte wohl mit Bestimmtheit zu sagen: „Dieses war es oder das!“? Mütter erzählen dem Kinde von seinem Erwachen und Werden, Tanten plaudern ihm von seinen kleinen Streichen. Es erfährt von dem Kummer, den es den Eltern gemacht hat, als es noch kleiner war. Geschichten Anderer vermischen sich mit bewußt Erlebtem im Kinde.

Was weiß ich vom Hörensagen? Welches war mein erstes bewußtes Erlebnis? War es die Geschichte vom Piep? Ich hatte in schwerem Fieber zwischen Leben und Tod gelegen — das weiß ich von einer meiner Tanten, aber ich habe vergessen, an welcher Kinderkrankheit — endlich war die Krisis vorbei, ich schlug die Augen auf, sah unseren Kanarienvogel und sagte „Piep!“ Meine Tante Mieke hat mir oft erzählt, daß dieses eine Wort meiner Mutter, die mit dem Vater an meinem Bett gestanden, Tränen entlockt habe, und ich sei dann gleich wieder kregel gewesen. Aber davon weiß ich wirklich nichts mehr. Nur darauf glaube ich mich zu besinnen, daß ich mit staunenden Augen unsern alten Hans in seinem Bauer herumspringen sah und rollen hörte und daß in meinen Ohren noch heute der Klang von dem einen Worte „Piep“ haften geblieben, der meine Eltern so glücklich machte. Piep! — das ist nun gerade kein erbaulicher Anfang und stimmt durchaus nicht überein mit den hohen Erwartungen, mit denen eine Dichterin, die ich als solche schätze, die erste sprachliche Äußerung ihres eigenen Kindes ersehnte und wünschte, sie möchte „Goethe“ sein.

Meine Eltern haben — Gott sei gedankt — nicht solche verschrobenen Erwartungen an ihr Kind geknüpft. Ich weiß auch nicht einmal vom Hörensagen, ob ich „Mamma“ oder „Pappa“ zuerst gesprochen habe — und Tagebücher einer Mutter über jede kindliche Äußerung waren damals noch nicht im Schwange — aber ich sehe im eigenen Erinnern das gütige Gesicht meines Vaters und verwundert die Tränen meiner Mutter, als ich „Piep“ sagen konnte, und ganz verstanden habe ich erst in der Sorge um meine eigenen Kinder, was es bedeutet, wenn ein Kind nicht mehr „Piep“ sagen konnte und welches Glücksgefühl einen Vater und eine Mutter durchströmt, wenn ihr Kind nach schwerer Krankheit wieder „Piep“ sagen kann.

Glaube die Gesichter zu sehen, glaube den Klang zu hören. Oder war das erste Erinnern damals, als ich als Hosenmatz mit meinem guten Vater auf der großen Diele meines Geburtshauses, der Domschenke zu Hildesheim, stand, die noch heute ein liebes altes Kinderbilderbuch seltsamen Zaubers voll für mich ist? Ach, die Fremden, die in Scharen nach Hildesheim kommen, gehen hinein in die Domschenke, durchschreiten die alten Räume, trinken den guten Tropfen, den es hier seit dem Urahnen, einem gemütlichen Kellermeister, gibt, loben ihn, sehen sich um, sehen sich vielleicht im Keller der Domschenke die alten geschnitzten Fässer an — von Tausenden tut das vielleicht auch nur einer — aber sie hören nichts und ahnen nichts von ihren Heimlichkeiten. Unterirdische Gänge zum Dom — das Hückedahl — Geschichten vom Teufel, der mit geistlichen Herren am Tisch der Domschenke zechte, und dann die Geschichte von der Säule auf der Diele der Domschenke, die ich erzählen will.

Weit über dreißig Jahre lang, seit ich von meiner Vaterstadt Hildesheim ausreiste und mich in der Fremde herumschlug, hat mich ein Bild von der Domschenke zu Hildesheim, umrahmt von all seinen berühmten geschnitzten Fässern, begleitet, hat stolz den Ehrenplatz in meinem eschenen „Hildesheimer Zimmer“ behauptet, hat ihn noch heute in meinem liebsten Arbeitsraum, meinem Archivzimmer hoch unter dem Dach in meinem Siedlungshäuschen in Danzig. Und dann kam vor wenigen Jahren mein Bruder und hat zu mir gesagt: „Du bist ja gar nicht in der Domschenke geboren. Du bist im „Neuen Schaden“ in der Kreuzstraße geboren.“

Das Wort wirkte wie ein Umsturzversuch in meinem Heimatgedenken. Ich kam mir vor wie ein Betrüger, denn ich hatte doch seit über dreißig Jahren jedem Gast meines Hauses, der nach dem seltsamen Bild in dem wenig schönen alten Kerbschnittrahmen fragte, stolz gesagt: Das ist mein Geburtshaus! Stolz, denn wer kann solch ein Geburtshaus und ein solch schönes altes Bild von seinem Geburtshaus aufweisen? Gewissermaßen aus den Anfängen der Photographie? Die Photographien waren — „notabene“ sagten Erwachsene gern in meiner Kinderzeit — nach Zeichnungen des meinem Vater befreundeten Zeichenlehrers Lüders hergestellt worden. Freilich der „Neue Schaden“ hat noch größeren Zauber für mich, aber die Domschenke gehörte mir als erstes Haus. Und daß sie mein Geburtshaus war — ich konnte mich da durchaus auf meinen Vater verlassen, der ein glänzender Erzähler war und nicht wie ich im voraus lachte, wenn er einen Witz zum Besten gab.

Also ich sehe mich mit meinem Vater als Junge auf der schönen Diele der Domschenke stehen, dieser großen Diele mit der Galerie im ersten Stock und einer geheimnisvollen gewundenen Säule. Ich habe oft noch die Zeichnung von der Domschenken-Diele von dem alten Lüders in der Hand gehabt, die getreulich die „Säule meiner Geburt“ im Bilde festhält.

Mein Vater hat nämlich erzählt, daß diese Säule ursprünglich eine gewöhnliche Säule gewesen sei wie andere auch, lang und eckig. Als ich aber geboren wäre und meinen ersten Lebensschrei hinausgeschmettert hätte, hätte der Teufel, der gerade im Hause jemandem einen Besuch habe abstatten wollen, der Vater redlich gequält habe, einen solchen Schreck bekommen, daß er über das Geländer an der Säule herabgerutscht und aus dem Domschenke entsprungen sei. Wo aber der Teufel herabgerutscht sei an der Säule, habe sich infolge des höllischen Feuers, das er an sich gehabt habe, die Windung herausgebildet. Mein Vater pflegte hinzuzusetzen, er habe gerade anläßlich meiner Geburt ein Glas Sekt in der Hand gehalten und habe es dem Teufel nachgeschleudert, — natürlich, nachdem er es ausgetrunken hatte.

An diese väterliche Erzählung meiner Geburtsstunde glaube ich fest noch heute und ließe mich — was den Geburtsort angeht, an ihrer Wahrheit auch nicht irre machen, wenn ich statt des einen Bruders die zwölf Apostel zu Brüdern hätte. Und ich glaube, dieser Glaube an den Vater ist zuverlässiger als der Glaube an urkundliche Bescheinigungen, die aber erfreulicherweise beim Standesamt Hildesheim auch auf Domhof 12 lauten — und das ist die Domschenke.

Indessen: Welches war nun wirklich mein erstes bewußtes Erlebnis? Wenn ich's recht bedenke, so sage ich bestimmt nicht die Unwahrheit, wenn ich antworte: Die Trauer um Kaiser Friedrich III.

Sprüche.

Von Lothar Sachs.

Vorreden sind meist Ausreden, mit denen man uns etwas einreden will.

*

Am Ziel bekommen wir oft Sehnsucht nach den Kämpfen, die zum Ziele führten.

*

Besser erkämpft als erbettelt!

*

Wer sich einen Scherz mit dir erlaubt, stellt deine Eigenliebe auf eine harte Probe.

*

Wenn einer etwas hoch und heilig beteuert, hat er nicht selten ein schlechtes Gewissen.

*

Stille Teilnahme ist oft wohltuender als lauter Schmerz.

*

Einsamkeit ist nur für jene heilsam, die für sich selbst guter Umgang sind.

*

Gerade das muß man sich zutrauen, was uns die anderen nicht zutrauen.

Deutlich sehe ich vor mir immer noch das Bild und kann es nicht vergessen, daß statt der sonst üblichen schwarz-weiß-roten Fahnen von den mit Trauerfloren wie beim Tode des alten Kaisers lange schwarze Fahnen von den Dachluken des „Neuen Schaden" bis tief herunter auf die Straße hingen. Ich habe diesen Eindruck eines trostlosen schwarzen Wehens in der Straße meiner Jugend, der Kreuzstraße, nie vergessen können und habe ihn auch nie wieder erlebt. Es war das Drei-Kaiser-Jahr 1888. Ich war damals 5 Jahre alt und für den tiefen Eindruck dieses Erlebnisses kann ich wirklich einstehen.

Schwarze Fahnen — schwarze Fahnen, die in der Stille bis tief auf die Straße herabhängen . . . Das war einer der ersten — wenn nicht der erste bewußte Eindruck meiner Kindheit.

Alte Witze.

Es soll ja unter uns Leute geben, die in ihrem Keller eine Rolle stehen haben, auf der die Bärte ihrer Witze aufgedreht werden, weil anders ihre Länge nicht mehr unterzubringen ist. Andere Witzbärte sind, sorgsam eingemottet, im Pergamonmuseum zu besichtigen. Ganz sicher vor mitleidlosen Neuentdeckern sind auch diese Witze nicht. Es gibt immer wieder respektlose Leute, die sie erzählen müssen, obgleich daraufhin eine Massenflucht der Zuhörer einsetzt. — Wollen wir uns nicht einmal verschwören, solchen Witzen eine Schonzeit von 200 Jahren zu gönnen? Natürlich nicht, ohne sie noch einmal vorüberziehen zu lassen, erstens, um uns davon zu überzeugen, daß diese Urwitze Europas nun wirklich tot sind, zweitens aber, um auch mal ein Ostergelächter zu haben.

„Also was ist flüssiger als Wasser? — Die Schwiegermutter! Sie ist überflüssig!" (Dies ist ein Urwitz. Er hat achtzehn Dutzend Schwiegermutterwitzepigonen im Gefolge. Sämtlich im prähistorischen Museum zu besichtigen. Die wirklichen Schwiegermütter übrigens sind nett, jung und unentbehrlich. Ich weiß also gar nicht, warum Sie über den dummen Witz noch lachen!)

Was ist, um beim Flüssigen zu bleiben, der Unterschied zwischen Wasser und Zwillingen? — Also zum Wasser sagt man H-O, bei Zwillingen aber: „Oha, zwei!" —

„Warum muß einer sitzen? — Weil er gestanden hat!"

„Was ist paradox? — Wenn ein Vater seinen Sohn unverwandt ansieht! Oder wenn ein Rechtsbeistand seinem Klienten auf die Frage, wie es ihm ginge, antwortet: „Danke, gut, ich kann nicht klagen . . .!" Oder wenn der Pförtner eines Irrenhauses einem nächtlicherweile Anklopfenden zuruft: „Hier können Sie doch nicht rein, mein Lieber! Sie sind wohl verrückt geworden?"

Das sind die, deren Bärte im Keller aufgerollt sind. Sie alle handeln von unsern kleinen Schwächen, Schrecknissen, Ängsten und Dummheiten. Die Witze aber sind die schönsten, die einfach blödeln. Wegen Raummangels geben wir hier von den zweiundsiebzig Schock nur einen (von ziemlich moderner Fassung) wieder: Frau Neureich erzählte einer Bekannten: „Denken Sie nur, gestern habe ich auf dem Marktplatz im Achtzehner-Omnibus den Maler Rubens gesehen!!" Darauf die Bekannte triumphierend: „Wa-a-as? Aber, meine Beste, das ist doch einfach unmöglich! Der Achtzehner fährt doch gar nicht über den Marktplatz!"

Nicht ganz, aber beinahe hierher gehört auch die Antwort eines Backfisches an den Lehrer, auf die Frage, wann Friedrich der Große gestorben wäre. Der Backfisch meinte: Friedrich der Große sei ermordet worden. — Darauf der erschrockene Lehrer: „Wann denn und von wem? Und die Schülerin antwortet stolz: „Von Chodowiecki! Wir haben zu Hause ein Bild von dem König, darunter steht: Friedrich der Große nach dem Stich von Chodowiecki!" — Ja, das ist nun einer von denen, die im Pergamonmuseum vor den Motten aufbewahrt werden, ich weiß. Aber all diese Witze beleuchten doch nun einmal unser Leben und unsere Sorgen. Wir wollen uns lustig machen über uns selber. „Wer über seine eigenen Dummheiten lacht, hätte sein Leben lang genug Grund, vergnügt zu sein", las ich neulich. Also wollen wir die alten Witze zwar ruhen lassen, aber trotzdem nicht aufhören, über uns selber zu lachen.



Bunte Chronik



Die Lauenburger fahren nicht mehr umsonst auf der Eisenbahn

Der Bürgermeister der Stadt Lauenburg veröffentlicht folgende Bekanntmachung: „Das Lauenburger Eisenbahn-Privileg mit der Berechtigung zu freier Fahrt und freier Frachtbeförderung auf der Strecke Lauenburg—Büchen auf Grund der Resolution des dänischen Königs vom 21. Juni 1844 tritt mit dem Ablauf des 31. März 1937 außer Kraft".

Mit dieser Bekanntmachung verschwindet ein Kuriosum deutscher Kleinstaaterei, das sich bis in unsre Tage hinübergerettet hatte. Sein Zustandekommen war nur infolge der territorialen Verhältnisse der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts möglich. Es hing zusammen mit dem Bau der Eisenbahnstrecke Berlin—Hamburg. Die Strecke sollte das Lauenburgische Gebiet berühren, das damals noch dem dänischen König unterstand. Dieser wollte für die Stadt Lauenburg einen Vorteil herausschlagen und forderte daher zunächst die Linienführung entlang der Elbe. Doch ließ er sich schließlich von den Schwierigkeiten überzeugen, die diese Linienführung im Gefolge gehabt hätte, er erteilte die Genehmigung zum Bau der Strecke, aber nur unter der Bedingung, daß für die Lauenburger eine besondere Bahn zum Anschluß an die Berlin—Hamburger-Strecke gebaut wurde, auf der die Einwohner von Lauenburg ohne Zahlung von Fahrgeld reisen durften. Die Berlin—Hamburger-Strecke wurde im Dezember 1848 in Betrieb genommen und viereinhalb Jahre später die Strecke Lauenburg—Büchen.

Die ersten Verhandlungen, die das alte Privileg ablösen sollten waren erst 1928. Sie scheiterten damals hauptsächlich am Widerstand der Lauenburger Industrie, die das Recht auf kostenlose Beförderung ihrer Frachtgüter nicht aufgeben wollte. Neue Verhandlungen im Jahre 1933 endeten damit, daß man den jährlichen Wert des Privilegs zu errechnen beschloß. Endgültig kam die Angelegenheit erst ins Rollen, als vor einigen Wochen bei der Stadtverwaltung ein Schreiben eintraf, durch das die beteiligten Ministerien die Beseitigung des Privilegs unter allen Umständen bis zum 1. April dieses Jahres verlangten, da es sich um eine veraltete, unter den heutigen staatspolitischen Verhältnissen überhaupt nicht mehr verständliche Absonderlichkeit aus der Zeit der deutschen Zerrissenheit handle. Die Stadt Lauenburg wird für den Verzicht auf das Privileg eine Abfindung durch die einmalige Zahlung von 60 000 Mark erhalten. Sie will diese Summe zur Schuldentilgung verwenden.



Lustige Ecke





„Sie liebt mich — sie liebt mich nicht — sie liebt mich —!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.